**Wollstein**

Lion Feuchtwanger

Herr Wollstein war ein Kunsthändler von Namen. Seine Galerie war klein, aber bekannt dafür, daß sich in ihr nie­mals etwas von Unwert fand.

Herr Wollstein war ein Mann Anfang der Fünfzig, unter­setzt, fast dick, aus einem fleischigen Gesicht schauten braune, traurige, verhängte Augen, die dann wieder un­vermutet schlau und lebendig blicken konnten. Herr Wollstein war schwerfällig, die Worte kamen ihm müh­sam, er hatte, wie er selber betonte, nicht die leiseste schriftstellerische Fähigkeit. Er kehrte lieber den Ge­schäftsmann heraus als den Kunstliebhaber. Aber wenn er einmal aus sich herausging, dann merkte man, daß er, wie­wohl er das übliche Vokabular der Kunstkritik ver­schmähte, eine nüancierte Kenntnis und eine fanatische Liebe zu Kunstdingen besaß.

Ich lernte Herrn Wollstein näher kennen auf einer Reise, bei der ich mehrere Stunden hindurch das Coupé mit ihm teilte. Ich schien ihm zu gefallen, und er gefiel mir. Er wurde gesprächiger, und als wir uns trennten, bat er mich, einen Abend in seinem Hause zu verbringen.

Das tat ich. Es war noch seine Stieftochter da, ein kluges, unscheinbares Mädchen Mitte der Zwanzig. Man wartete auf noch einen Gast, man zögerte den Beginn des Abend­essens hinaus; aber als eine gute halbe Stunde über die fest­gesetzte Zeit vergangen war, drängte das Mädchen, man solle zu essen anfangen, Herr Frey sei nun einmal so, und wir setzten uns zu Tisch.

Der erwartete Herr Frey stellte sich ein, unmittelbar be­vor wir mit dem Essen zu Ende waren. Es war ein Mann von etwa dreißig Jahren, ein Maler. Herr Wollstein belebte sich sichtlich von dem Augenblicke an, da Herr Frey ein­trat. Herr Frey entschuldigte sich nicht, er gab sich barsch und hochfahrend und schien mir nicht angenehm. Herr Wöllstein rühmte die künstlerische Leistung des jungen Menschen, keineswegs kritiklos, doch mit Enthu­siasmus.

Herr Frey blieb nicht lange. Das junge Mädchen, nach­dem er gegangen war, klagte über die vielen Ungelegen­heiten, die Herr Frey Herrn Wollstein bereite. Der aber sagte, das müsse man hinnehmen. Es sei von Herbert Frey Großes zu erwarten, wenn er auch noch viel zu ler­nen habe.

Von andern erfuhr ich, man könne nicht recht verstehen, was Herr Wollstein an den Bildern Herbert Freys finde. Persönlich sei der Junge besonders unangenehm. Später las ich von Herbert Frey im Zusammenhang mit einer Skandalgeschichte.

Ich traf Herrn Wollstein wieder in Paris, nachdem die Herrschaft der Nazi der deutschen Kunst ein Ende ge­macht hatte. Er gründete dort eine kleine Galerie, die sich rasch Namen machte. Herr Wollstein verfehlte nicht, mich, so oft ich in Paris war, in sein Haus zu bit­ten. Don traf ich jedesmal einen gewissen Michael K., einen jungen Polen, etwas schlampig, scheu und doch hochfahrend. Herr Wollstein erklärte, Michael K. habe noch viel zu lernen, es sei aber von ihm Großes zu erwar­ten. Mir machten die Bilder Michael K.’s, die mir Herr Wollstein stolz und enthusiastisch zeigte, keinen starken Eindruck. Ähnlich ging es meinen Freunden, sie fanden seine Bilder weder gut noch schlecht. Herr Wollstein aber erwiderte, es dauere eben seine Zeit, bis ein Genie von der Art des Michael K. reif sei. »Gewiß,« meinte er, »›Der Grüne Alte‹ ist noch stark abhängig vom frühen Picasso, aber Sie werden sehen, Michael K., der schafft es, der wird was ganz Großes.«

Vorläufig bereitete Michael K. Herrn Wollstein und vor allem seiner Tochter nur Ungelegenheiten. Er ver­brauchte viel Geld, für das Herr Wollstein aufzukommen hatte. Er fing ein Verhältnis mit Herrn Wollsteins Tochter an und weigerte sich mit Händen und Füßen, sie zu heira­ten. Dem sehr bürgerlichen Herrn Wollstein war das gar nicht recht. Aber es beeinflußte nicht sein Urteil über die künstlerische Leistung Michael K.’s und hielt ihn nicht ab, ihn weiter finanziell zu unterstützen.

Dann, an einem Augusttag 1939, rief mich Herr Wollstein aus Paris in meinem kleinen Orte in Südfrankreich an und erzählte mir stolz und glücklich, jetzt habe Michael K. es geschafft. Jetzt habe er drei Bilder gemalt, die ihn als den ganz Großen enthüllten, den Herr Wollstein von Anfang an in ihm entdeckt habe. Und Ende September werde er das Werk K.’s ausstellen, und ich müsse es unter allen Um­ständen möglich machen, nach Paris zu fahren und der Eröffnung der Ausstellung beizuwohnen.

Bevor indes diese Ausstellung zustande kam, marschierte Hitler in Polen ein. Gelegentlich, in den Monaten des trü­gerischen Sitzkrieges, erzählte mir Herr Wollstein, Mi­chael K. sei der polnischen Legion beigetreten. Er selber, Herr Wollstein, hoffe, im Mai nach Amerika gehen zu können. In diesem Frankreich weiterzuarbeiten, habe kei­nen Sinn. Aber er, Wollstein, werde Michael K.’s Bilder in New York ausstellen, und wenn dann Michael K. aus dem Krieg zurückkehre, werde ihn alle Welt als das erkannt haben, was er sei.

Der Ort, wo ich Herrn Wollstein das nächste Mal traf, war das Konzentrationslager von Les Mille bei Aix. Die Nazi waren in Holland einmarschiert, und die Franzosen hat­ten uns alle, Deutsche, Tschechen, Polen, Holländer, Staatenlose, in Konzentrationslager gesperrt. Die Bedin­gungen in dem Lager von Les Mille waren nicht die be­sten, und ein Mann hatte Gelegenheit, zu zeigen, was an ihm war. An Herrn Wollstein war vieles. Er bewährte sich. Er war voll Gleichmut und Geduld, half, wo er konnte, hatte gute Einfälle und gewann der übeln Situa­tion ihre besten Seiten ab. Ich werde nicht vergessen, wie er mich während eines Ruhranfalls pflegte.

Bei all seinem äußern Gleichmut merkte ich, daß den Mann etwas Verborgenes tief bedrückte. Nach mancherlei Ansätzen vertraute er mir denn auch seinen Kummer an. Er trage, erzählte er mir, seinen wichtigsten Besitz, seine kostbarsten Kunstschätze, mit sich herum. »Hier sind sie,« sagte er, als ich ihn verwundert anschaute, und er zeigte mir eine Reihe von Gepäckscheinen. Ich begriff noch immer nicht. Er erzählte mir, er habe, bevor er aus Paris floh, die kostbarsten seiner Bilder aus ihren Rahmen genommen und sie sorgfältig in den Wänden von Reise­koffern untergebracht, zwischen dem Futter und der eigentlichen Kofferwand. Diese Koffer habe er dann an die verschiedensten Stationen in Frankreich gesandt, bahnlagernd, nach Mittelfrankreich und nach Südfrank­reich zumeist, es seien insgesamt achtzehn Koffer, und sie enthielten neunundzwanzig Gemälde, darunter seien der Matisse und der Picasso, die ich kennte, auch die zwei kleinen Degas, auch der Tiepolo und der zweifelhafte Frans Hals. Vor allem aber seien darunter auch die drei Gemälde des Malers Michael K. Was immer geschehen möge, fürs Erste seien die Bilder vor dem Zugriff der Nazi gesichert; sein, Herrn Wollsteins, Vermögen und das Le­benswerk des Malers K. seien vorläufig gerettet.

Jetzt begriff ich die Schwierigkeiten Herrn Wollsteins. Da waren diese kostbaren Leinwände, ringsum verstreut in diesem Frankreich, das dem Feinde preisgegeben war, und die Schlüssel zu dem Schatz besaß allein er in Form der Gepäckscheine. Der Maler K. war in der polnischen Le­gion, kämpfend wer weiß wo, vielleicht schon umgekom­men. Von seiner Stieftochter wußte Herr Wollstein nichts; vermutlich war auch sie in ein Lager gebracht worden. Auf Nachricht von der Außenwelt durften wir in Les Mille Gefangenen inmitten des allgemeinen Wirrwarrs und Zusammenbruchs nicht hoffen. Herr Wollstein besaß also keine Möglichkeit, die Gepäckscheine zu verwerten. Zudem hatte er in der Eile des Manövers nicht einmal no­tieren können, welche Gemälde in welchem Koffer ver­steckt waren; wenn er also Aussicht hätte, die Koffer zum Beispiel in Montpellier auszulösen, dann wüßte er nicht einmal, was darin sein werde. Er sagte mir, und ich glaubte es ihm : »Den Matisse zu retten oder den Picasso, ist wich­tig. Aber wichtiger ist es, die drei Michael K. zu retten. Denn wer Picasso ist und wer Matisse, das weiß man; aber wer Michael K. ist, das wissen nur Sie und ich und er sel­ber.«

Die Dinge spitzten sich weiter zu, Paris fiel, die Nazi rückten vor, sie standen vor Lyon. Wir selber, gefangen, waren in größter Gefahr. Die Franzosen schickten uns schließlich im letzten Augenblick in den äußersten Süd­westen ihres Landes, um uns über See zu schaffen; es war zu spät. Der Waffenstillstand kam, die Nazi verlangten, daß viele von uns ausgeliefert würden; es war anzuneh­men, daß sowohl Herr Wollstein wie ich auf ihrer Liste standen.

Herr Wollstein trug während der ganzen spukhaften Flucht seine Gepäckscheine bei sich. Er wußte nichts von dem, was mit seiner Stieftochter und was mit der polni­schen Legion und mit dem Maler K. geschehen sein mochte.

Die Tage zogen sich hin. Die Nächte, so kurz sie waren, schienen uns ohne Ende. Die Gefahr unserer Auslieferung an die Nazi rückte immer näher. Schließlich gelang es ame­rikanischen Freunden, mich auf abenteuerliche Art aus dem Konzentrationslager zu retten; ich lebte, von meinen Freunden versteckt, in Marseille, wartend auf eine Gele­genheit, über die Grenze zu entkommen.

Schließlich bot sich die Gelegenheit. Die Freunde hatten gut gearbeitet. In einer bestimmten Nacht, über einen be­stimmten Bergpfad, von einem Ortskundigen geleitet, sollte ich mein Heil versuchen. Ich fragte, ob ich jemand mitnehmen dürfe. Nach einigem Zögern gestand man’s mir zu.

Meine Freunde setzten sich auf mein Verlangen mit Herrn Wollstein in Verbindung, erwirkten ihm einen Urlaub von zehn Stunden zum Besuch eines Arztes in Marseille, brachten ihn, während seine Wache vor dem Haus des Arztes wartete, zu mir.

Ich setzte Herrn Wollstein auseinander, worum es ging. Er wiegte den schweren, fleischigen, schlauen, nachdenk­lichen Kopf. »Ich danke Ihnen herzlich,« sagte er, »aber ich kann nicht mit.« Es waren nicht die Mühsale und die Gefahren des Unternehmens, die den nicht mehr jungen und schwerfälligen Mann schreckten. Doch: »Sie begrei­fen, die Gepäckscheine,« sagte er. Ich begriff nicht. Ich verstand nicht, daß ein Mann wie er so an seinem Besitz hing, daß er um seiner Habe willen sein Leben gefährdete. Ich stellte ihm vor, daß er wahrscheinlich keine zweite Ge­legenheit zur Flucht finden werde, daß er verloren sei, wenn er bleibe. Er erwiderte: »Es geht nicht um den Ma­tisse und um den Tiepolo und um den Picasso, es geht um das Werk des Malers Michael K.« »Sie wissen ja nicht ein­mal, ob er noch lebt,« sagte ich. »Wenn er umgekommen sein sollte,« sagte hartnäckig Herr Wollstein, »dann ist es um so wichtiger, daß sein Werk erhalten bleibt. Ihre Freunde,« fuhr er fort, »haben mir vier von meinen Kof­fern auslösen können. Wenn nur Eines von den Bildern des Michael K. dabei gewesen wäre, dann hätte ich mich vielleicht von meiner Feigheit überreden lassen und wäre mit Ihnen gegangen. Aber so muß ich bleiben.« »Können Sie nicht die Gepäckscheine meinen Freunden überlas­sen?« schlug ich vor. »Die haben mehr Möglichkeiten als Sie.« »Ihre Freunde,« erwiderte er, »werden bestimmt al­les tun, wenn es um das Leben eines Menschen geht. Aber wer versteht schon, daß so ein Bild wichtiger ist?«

Nach einer abenteuerlichen Reise in Lissabon angekom­men, hatte ich dort ein paar Tage zu warten. Am letzten

Tag erhielt ich auf dem amerikanischen Konsulat eine Nachricht Herrn Wollsteins. Auf sehr verklausulierte Art teilte er mir mit, daß er eines der Bilder Michael K.’s habe retten können. Herr Wollstein selber war noch im Lager von Les Mille.

Als ich dann glücklich in Amerika war, setzte ich meine Freunde in Bewegung, um etwas für Herrn Wollstein zu unternehmen. Ich wandte mich an die verschiedensten Komités, an das Rote Kreuz. Man hörte, daß der und je­ner, eine immer größere Anzahl unter den Flüchtlingen und Gefangenen, den Nazi ausgeliefert worden sei. Es wurde immer schwieriger, zuverlässige Nachrichten aus den Konzentrationslagern in Frankreich zu erhalten, mo­natelang hörte ich nichts von Herrn Wollstein. Ich gab die Hoffnung auf.

Da, im Oktober des vergangenen Jahres, in San Francisco, zeigte mir ein Kunstfreund, Mr. Donald W. Br., seine Bil­dersammlung. Ein Gemälde fiel mir auf, einfach und kraftvoll. Diese Farben, diesen Strich mußte ich doch ken­nen. Von wem war doch das Bild? Es stellte sich heraus, daß es von einem gewissen Herbert Frey war.

Ich sah hoch. Herbert Frey? War das nicht jener Maler, den ich damals bei Herrn Wollstein –? Ja, bestätigte mir Mr. Br., Herbert Frey war die Entdeckung eines deut­schen Kunsthändlers, eines gewissen Herrn Wollstein. Drei Mal schon hatte Herr Wollstein Mr. Br. junge Maler leidenschaftlich empfohlen, aus denen dann was gewor­den war.

Ich erzählte Mr. Br. von Herrn Wollsteins Schicksal. Mr. Br. war ein reicher Mann und von großem Einfluß. »Das wäre ja ein Skandal,« meinte er, »wenn wir unsern Herrn Wollstein nicht aus dem Schlamassel herausbekä­men. Ich nehme diese Sache in die Hand.«

Kurz bevor Amerika in den Krieg eintrat, bekam ich einen ausführlichen Brief von Herrn Wollstein. Er war in Lissa­bon, in Sicherheit. Von seinen Gemälden, berichtete er, seien fünf geborgen, darunter jenes Eine des Malers Mi­chael K. Der Maler K. selber lebe, doch sei er unmittelbar vor dem Waffenstillstand verwundet worden, der rechte Unterarm habe amputiert werden müssen. Aber der Maler K., schrieb Herr Wollstein, werde es auch mit der linken Hand schaffen.